

## 9. Aus gutem Haus

Das ist die echte rechte Wienerin, brav, gutmütig, voll Charme und Herzensbildung. So schildern sie die Poeten, die berufsmäßigen Schilderer des goldnen Wienerherzens.

Sie hat eine sehr gute Erziehung genossen, sie spielt meisterhaft Klavier, sie singt, sie kennt gute Bücher, sie hat Verständniß für alles Schöne. Ihr Lieblingsdichter ist Goethe, sie erkafte Beethoven, geht zu den Philharmonikern und singt Schubert. Wer von ihr Schubert noch nicht singen hörte, der weiß nichts von seinen Liedern. Sie versteht's unter Tränen zu lächeln. Ihr Herz ist bald gerührt, aber der Augenblick sieht sie wieder froh gestimmt. Eigentlich sollte sie immer ins Konservatorium. Aber das kann sie nicht, da kommt man zu spät ins Verdienen und sie muß tüchtig mit-schaffen im guten Haus. Man ist auf ihre Beihilfe angewiesen, und sie arbeitet gern, denn sie liebt die Eltern, und es erfüllt sie mit Stolz, wenn sie die jüngeren Geschwister erhält.

Mizzi ist aus dem Stamme einer uralten Patrizier-Familie. Schon ihre Großeltern haben eine der berühmten Fabriken geleitet, die jährlich viele Tausende abwerfen. Damals nannte man den Bezirk ob seines

Reichtums Brillanten-Grund. Der Vater wollte nichts vom Geschäft wissen, — der überließ dem Bruder die Sorgen, erhielt sein Erbteil ausbezahlt. Als das Geld futsch war, trat er in den Staatsdienst. Krankheit und Erziehung der Kinder hatten sein Vermögen bis zu einem Minimum herabschrumpfen lassen. Der kleine Rest war für Mizzi angelegt, das sollte die Aussteuer sein. Nun lebten sie vom Gehalt. Das war klein. Zeitweilig fuhr der Onkel vor, der hatte noch immer die Fabrik, war schwerreich und gab Soirées. Mizzi ging anfänglich hin mit der Mama. Aber die Cousine war zu nobel, da stach man zu sehr ab in den einfachen Kleidern. Und noch Eines: Es hieß, Mizzi studiere für den Kurs der Telegraphistinnen. Eine Telegraphistin neben den Baronessen und Bankierstöcktern, das war zu schwer.

Mit fünfzehn Jahren gab sie Klavierunterricht. Ging in fremde Häuser und bekam eine Krone für die Stunde. Immerhin waren es ja ein paar Gulden für den Zins. Später wurde die Konkurrenz schwer, sie verlangten neue Methoden, verlangten geprüfte Konservatoristinnen und verlachten sie, wenn sie mit den uralten Heften von Czerny und Diabelli kam. Sie selbst hatte es so von Mama gelernt. O ja, sie möge nur bleiben, aber mehr wie fünfzig Heller sei ihre Stunde doch nicht wert; das müsse sie begreifen, da doch neumodische Lehrerinnen für eine Krone zu haben seien!

Als das Geschäft so miserabel wurde, sah sie daß sie nicht auf ihre Speesen kommen könne. Mit sechzehn Jahren nähte sie zu Hause und als das nichts Ordentliches werden wollte, kam ein Freund des Hauses und meinte, sie solle zu einem Advokaten in die Kanzlei, der zahle dreißig Gulden Anfangsgehalt. Sie blieb nur ein paar Tage. Es gefiel ihr nicht, der Ton sagte ihr nicht zu,

die Schreiber wollten sie nach Hause begleiten, erlaubten sich Frechheiten und als ihr der Chef einmal in seinem Zimmer während des Diktates einen Kuß geben wollte, ohrfeigte sie ihn und ging nach Hause.

Mama gab ihr vollständig Recht und Papa erfuhr gar nichts davon. Er hatte genug zu tun in seiner Stellung und bekam bald einen tönenden Titel. Vor der Deffentlichkeit waren sie ja was, aber innerlich sah's traurig aus. Hundertachtzig Gulden monatlich und drei kleine Mädchen, einen großen Sohn und eine erwachsene Tochter. Erziehung müssen sie alle bekommen, so in den Tag hinein wachsen dürfen sie nicht, und Erziehung kostet Geld.

Aber ihr war's keine Plage, das Verdienen, sie empfand es nicht als Last, sie tat's gern. Zuhause korrigierte sie die Hefte der Kleinen, strickte dem Gymnasiasten die Strümpfe und half der Köchin beim Herd. Zuhause war's recht fein, die Zimmer waren schön gehalten, die Vorhänge guter Peluche und das Klavier ein echter Bösendorfer; kein anderer Flügel vermag es so, die wienerische Tongebung zu erfassen, kein anderer paßt so für Hand und Stimme der Wienerin. — Wenn Gäste kamen, konnten sie sehr zufrieden sein. Da stand das alte Patrizierheim noch immer, da bekam man guten Cognac und feine Cigarren. Die Portoricos rauchte der Hausherr nur, wenn er allein war oder im Amt. Abends spielte Mizzi den Eltern vor und küßte ihnen die Hand, ehe sie in ihr kleines Zimmerchen ging, das eigentlich für die Köchin bestimmt war. Aber die mußte in der Küche schlafen. Unter Arbeit und Sorge und bescheidener Repräsentation ging das Leben vorüber. Sie nahm's nicht schwer. Ein Spaziergang im Prater mit den Kleinen, Vergnügen beim Wurstel- und Ringelspiel machten sie immer sehr glücklich. Dann ging

sie auch ins Burgtheater. „Anstellen“ für die Galerie, das durfte sie nicht, das verbot die gesellschaftliche Position, aber eine billige Karte, für die man sparte, das war ein Hochgenuß, oder ein Besuch in der Oper. Schritt sie durch die schönen Straßen, ging sie über die Plätze mit den hübschen Auslage-Fenstern, dann wandte sie ihren Blick den Juwelen, den Seidenroben, den Theatermänteln zu, aber es erregte sie nicht so stark, daß sie darüber nachgedacht hätte, wie ein junges Mädel von ihrem Wuchs, von ihrem Aussehen, sich alle diese Dinge verschaffen könnte.

Zeitweilig gingen ihr Herren nach, Stutzer und Gecken, junge Menschen und vieux marcheurs. Aber sie hielt sich sie vom Leib und erzählte lachend der Mama davon. Einmal schrieb ihr einer, bot ihr ein Vermögen an, sie unterhielt sich köstlich über diesen Brief, dann zerriß sie ihn, warf ihn ins Feuer und sann Nachmittag darüber nach, wie sie die paar Gulden, die noch für den Haushalt notwendig waren, ertwerben konnte.

Endlich hatte sie's. Sie wurde Staatsbeamtin. Bei ihrer Intelligenz konnte es ihr nicht schwer werden, die Prüfung glänzend zu bestehen. Und als sie's erreicht hatte, da war sie wahrhaft glücklich.

„Mama, nun habe ich ein Ziel, nun kommen wir in geordnete Verhältnisse, nun soll die Zukunft glücklich sein.“ Der Bruder war fleißig in der Schule und den kleinen Mädchen war sie ein leuchtendes Beispiel, da mußten die freilich auch gut und brav werden. Mizzi war jetzt in der sicheren Stellung. Und sie sah nun alles vor sich. Sie würde so dürr werden, so alt und verhuzelt wie die anderen, würde täglich auf dem Morse herumtastern und schließlich eine bescheidene Pension erreichen, wenn's mit dem Dienst nicht mehr ging. Das war ihr nicht schmerzlich. Und sie verstand es gar nicht,

wenn ihr der Kontrollor sagte: „Fräulein Mizzi, wenn man so schön ist wie Sie, sollte man's eigentlich nicht nötig haben, in den Staatsdienst zu treten.“

Sie behielt ihr sonniges Naturell, sie erheiterte das Haus in trüben Stunden, sie war das eigentliche Oberhaupt der Familie, und die jüngeren Schwestern zitterten vor ihrer Strenge, wenn aus der Schule eine Klage kam. Nur das Piano war noch ihre stille Leidenschaft, da konnte sie manchmal auch die kleinen Pflichten des Haushalts vergessen.

Sie sprach mit dem Vater über die Zukunft des Bruders, sie bestimmte, daß die kleinen Mädchen Lehrerinnen werden sollten, sie budgetierte und erwog reichlich, ob man sich den Sommeraufenthalt, den der Arzt für Mama empfahl, leisten könne.

Sie war schön und vollblütig und darum liebte sie den Sport, der der Entwicklung ihres Körpers förderlich war. An freien Tagen kam sie zum Tennis. Da entfaltete sie Kraft und Grazie, da war sie die umworbene Schönheit und nicht mehr die kleine Staatsbeamtin.

Ein netter, kleiner Beamter, der mit ihr dienstlich zu tun hatte, verliebte sich in sie. Er näherte sich ihr schüchtern und wagte es gar nicht, ihr seine Liebe zu gestehen. So einer Schönheit! Sie munterte ihn auf, denn sein Wesen behagte ihr. Und sie sah, daß es keine Gefahr hatte, wenn sie sich diesen Bewerber gefallen ließ. Das dauerte Jahre, sie waren noch immer auf dem „Fräulein“- und „Herr“-Fuß, bis er sich endlich ein Herz nahm und sie direkt fragte, ob sie seine Frau werden wolle. Sie sagte ihm, das sei eine schwere Sache, sie müsse sich's erst überlegen, er solle vielleicht in einem Jahre wieder fragen. Und er kam pünktlich wieder, da sagte sie ihm die Wahrheit. Sie würde ihn ganz gern zum Manne nehmen, aber das gehe nicht an. Zuhause

komme man ohne ihr Gehalt nicht aus, Papa sei alt und seine Pensionierung sei in Betracht zu ziehen, Mama sei krank und der Junge müsse nach seinen Univerfitätsstudien in ein Ministerium gebracht werden. Er möge warten. Aber sie gebe ihm ihre Einwilligung, er möge sich den Verlobungsfuß holen. Und sie feierten die Brautschast im kleinen Familienkreis. —

Da saßen sie einmal im Sommer in Siebering in der kleinen Laube, Papa kam erst nach drei Uhr aus dem Amt, Mama schlief, der Bruder war in Tirol auf Ferien und die kleinen Mädel waren in der Stadt.

Er saß neben ihr und sah in diese schönen, treuen Augen, sah diese wundervolle Figur, diese Wangen, die so frisch und rosig waren. Und er wurde traurig. „Mizzerl, sollst Du denn verblühen, soll ich denn alt werden, ehe wir einander gehören? Ist doch jetzt Sommer, lebt alles und freut sich der Liebe und nur wir zwei müssen uns verzehren in Sehnsucht? Willst nicht gescheit sein, der Mensch ist ja nur einmal jung!“

Sie dachte gar nicht lange nach und sagte ihm gleich: „Aber Schazzerl, was sind denn das für Ideen, das bin ich ja gar nicht gewohnt bei Dir! Na, wär' nicht schlecht, wenn ich jetzt nicht die Gescheitere wär!“

Sie setzt es ihm haarklein auseinander, daß sie Pflichten ihrer Familie gegenüber zu erfüllen hat, daß sie die Mädel erst aus dem Haus und ins Verdienen bringen muß, daß der Bruder im Ministerium seinen fixen Gehalt haben muß, daß sie dann erst daran denken kann, wenn Vater und Mutter versorgt sind, sich selbst den eigenen Herd zu gründen. Oder ob er vielleicht will, daß sie schlecht, daß sie seine Geliebte werden soll, vielleicht ein Kind kriegen und Vater und Mutter in Schande bringen soll? Sie drückt ihm die Hand, sie bittet ihn, er möge sich gedulden, die paar Jährchen würden sehr

schnell vorüber gehen. Sie ist in bester Laune und zählt ihm die Frist auf. Also in fünf Jahren verdient sich schon die Antschi ihr Geld und kann was hergeben, die Pepi braucht in sechs Jahren nichts mehr vom Vater und die Pension von hundert Gulden reicht dann aus für die zwei Alten; bis dorthin hat er wohl schon zwei Rosetten und sie hat sich vielleicht ein paar hundert Gulden erspart. „Also schau, Vuberl,“ sagt sie, „in sieben Jahren sind wir bei einander. Was? Dauert Dir das zu lang? Dann bist Du achtunddreißig und ich bin über dreißig, dann geben wir ein schönes glückliches Paar, dann bin ich die gnädige Frau und tu gar nichts mehr den ganzen Tag als mir die Hand küssen lassen.“

Tränen tauchen in seinen Augen auf. Aber er weiß es geht nicht anders. Und er schließt dies herrliche Wiener Mädchel in seine Arme und sie gibt ihm ihre Lippen. Es brennt kein bräutliches Feuer in ihrem Atem, es ist die keusche Berührung zweier feiner Seelen, die auf Entfagung gestimmt sind. Durch die Blätterlaube steht die Sonne auf sie und webt über dem blonden Kopf des Mädchens einen Heiligenschein.